

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1904

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0006|log85

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

VI. Jahrgang.
Nr. 14.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 2. November
1904.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Streifzüge durch Altholland.

Vom Geh. Baurat **K. Mülke** in Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

III. Der Rittersaal im Binnenhof im Haag und seine Wiederherstellung.

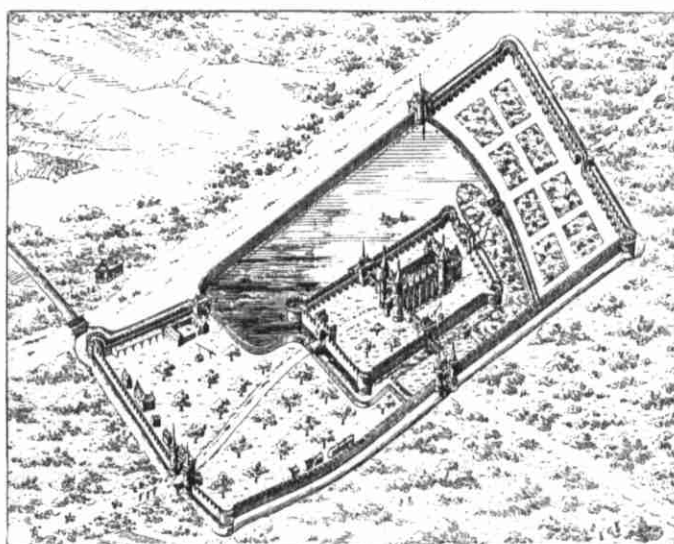


Abb. 1. Das Grafenkastell im Haag um 1300.
Nach Reichsbaumeister Peters.

Die Burg der Grafen von Holland, „het kasteel die Haghe“, ist der Ausgangspunkt der Entwicklung der Residenzstadt s'Gravenhaag

und hat die letztere auch weiterhin beeinflusst. Noch heute geben die Reste der Burg dem Kern der Stadt sein Gepräge. Die 2 Hektar große Wasserfläche der alten Burggracht, des Vijver, ist noch fast in der ursprünglichen Gestalt erhalten, die übrigen schmälern Burggrachten sind wenigstens in den Straßenzügen erkennbar. Der Vorhof und die Innenburg haben ihre alten Namen „Buitenhof“ und „Binnenhof“ erhalten, und inmitten des letzteren erhebt sich noch heute der Hauptbau der Burg, der Hof- oder Rittersaal, wenn auch umbaut und durch Anbauten in seiner einstigen klaren Anlage verunstaltet.

Als Wilhelm II. von Holland als Gegenkönig gegen Konrad den Hohenstauffer gewählt und in dreijährigem Kampfe gegen die dem letzteren treu gebliebenen Reichsstände seine Macht im Nordwesten des Deutschen Reiches ausgedehnt und befestigt hatte, faßte

er 1250 den Entschluß, ein ansehnliches Hofgebäude zu stiften, welches geeignet wäre, das zahlreiche Gefolge eines deutschen Kaisers aufzunehmen, in dem es auch angängig wäre, einen Hof- und Reichstag abzuhalten. Jedenfalls wurde dieser Entschluß durch den Einblick in die Burgen und Pfalzen Karls des Großen und der hohenstaufischen Kaiser in Deutschland hervorgerufen. Die seinen Erblanden am nächsten gelegene Pfalz in Nymwegen, welche von Karl dem Großen erbaut und von Barbarossa 1155 vergrößert worden, hatte er aus dringender Geldnot mit allen Gerechtsamen und Besitzungen an den Grafen von Geldern verpfändet. Die alten Pfalzen in Aachen und Ingelheim lagen ihm wohl zu fern von seinen Erblanden. Zwar bestanden in der Grafschaft Holland Burghäuser in Zieriksee, s'Gravenzande, in Leiden und in Haarlem. Von letzterem ist der stattliche Burgsaal noch heute als Vorsaal des städtischen Rathauses erhalten. Aber diese Anwesen konnten den Anforderungen der Hofhaltung eines deutschen Königs nicht genügen. Als Bauplatz des neuen Schlosses wählte Graf Wilhelm eine Stelle in dem Walde, der sich von Leiden, seiner Geburtsstadt, bis nach Delft längs der Innenseite der Seedünen erstreckte, nicht weit von dem daselbst schon vorhandenen, wohl aus Holz erbauten kleinen Jagdhaus. Der Bau wurde bei den geringen Geldmitteln, welche auf ihn verwendet werden konnten, nur lüssig betrieben und geriet mit dem frühen, unerwarteten Tode Wilhelms II. 1254 zunächst gänzlich ins Stocken. Wahrscheinlich sind nur die Außen- und Innengrachten und ein Teil der für die Wohnung des Grafen bestimmten Gebäude errichtet worden.

Als Floris V., der Sohn des Königs Wilhelm, großjährig geworden, nahm er das Werk seines Vaters auf und brachte es von 1274 bis 1284 zum Abschlusse. Gerard van Leiden, des Grafen Floris Schreiber, „Clericus noster“, wird als Baumeister genannt. Neue Wohngeleise wurden östlich der vorhandenen angelegt, über

letzteren der große Empfangs- und Festsaal, die Halle, erbaut. Die Hofkapelle wurde der heiligen Magd Maria sowie dem Apostel Andreas geweiht und mit dem Rittersaal durch einen Laubengang verbunden, der „Vijver“ wurde gegraben, die „Gevangenpoort“ am Vorhof angelegt und 1284 im August die neue Anlage eingeweiht und in Benutzung genommen. Wie das „Kasteel“ nach seiner Fertigstellung, etwa 1300, ausgesehen, gibt die Abb. 1, eine Ansicht aus der Vogelschau, wieder, welche Reichsbaumeister Peters im Haag auf Grund der erhaltenen Reste der Burg und der schriftlichen Überlieferungen ent-

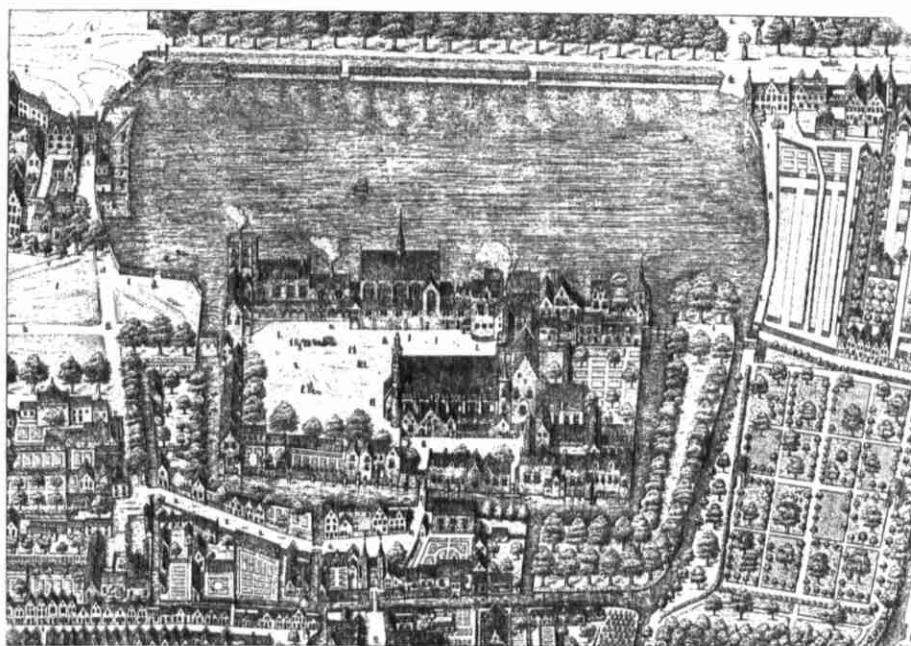


Abb. 2. Der Binnenhof im Haag 1616.

worfen hat. Er hatte sie 1893 einer Schrift beigelegt, in welcher er für eine würdige Wiederherstellung des Baues eine Lanze brach. Die Burg bildet ein längliches Rechteck von 210:720 m und bedeckt somit eine Fläche von rund 15 ha. Der Vor- oder Niederhof

hatte zwei Zugänge, von denen der nördliche noch jetzt als „Gevangenpoort“ erhalten ist. Er enthielt die Stallungen, Vorrathshäuser, das Falken- und Hundehaus sowie die Wohnungen der Kriegs- und Dienern. Mitten in der Hauptburg, dem Binnenhof, erhebt sich als alles beherrschender Bau der große Saal mit seinem hohen, von zwei Treppentürmen eingerahmten Giebel. An der Rückseite des Saales schlossen sich die gräflichen Kemenaten an. Dicht am Schloßteich war inmitten der Wohnungen der Gäste die Hofkapelle errichtet. So bildeten Rittersaal und Hofkapelle, gleich wie bei allen deutschen Kaiserburgen, den Mittelpunkt der Anlage. Der östliche Teil des Burggeländes enthielt den gräflichen Park und Garten. Mauern und Grachten umgaben das ganze Gewese und trennten die drei einzelnen Abteilungen, so daß der gräfliche Hof gegen Handstreich wohl gesichert war. Für schwere Kriegszeiten wurden die Befestigungen nicht eingerichtet, da alsdann die Hofhaltung in die nahe, stark befestigte Stadt Delft verlegt werden konnte.

Sehr bald bildete sich unter dem Schutze der Burgmauern eine Ansiedlung, die bereits in den folgenden Jahrhunderten einen städtischen Anstrich bekam. Wie aus Abb. 2, der Wiedergabe eines Kupferstiches aus dem Jahre 1616, ersichtlich ist, wurde im 17. Jahrhundert der Außenhof der Burg bereits teilweise verbaut, der Mauerring der Innenburg ist dicht mit kleinen Gebäuden besiedelt, und auch der Burggarten ist nur noch zur Hälfte erhalten. Aber die Hofkapelle und der Rittersaal sind noch deutlich als die beherrschenden Teile der Umgebung zu erkennen. Auch die Schicksale der Burggebäude sind recht wechselreiche gewesen, hingen aber eng mit den Wandlungen der Geschichte des ganzen Landes zusammen. 1462 wurde durch Karl den Kühnen der Gerichtshof „Hof van Holland“ in der Burg eingerichtet. 1581 am 26. Juli schwuren die Abgesandten der

Abschnitte überliefert. 1376 wurde das Portal des Westgiebels, dessen Formen ja auch auf eine spätere Bauzeit schließen lassen, erneut und 1383 die südliche Saalmauer neu gebaut. 1446 beginnt bereits der Anbau von Seitengebäuden, 1468 wird das Dach neu gedeckt. 1534 erhalten die beiden Giebeltürme Renaissancehauben, die aber ge-



Abb. 3. Der Rittersaal vor der Wiederherstellung (1896).

legentlich einer Wiederherstellung des Westgiebels 1871 bis 1880 durch gotische Spitzen ersetzt werden. Bis zum Jahre 1861 behielt der Hofsaal jedoch das Eigenartigste seines großen Innenraumes, die

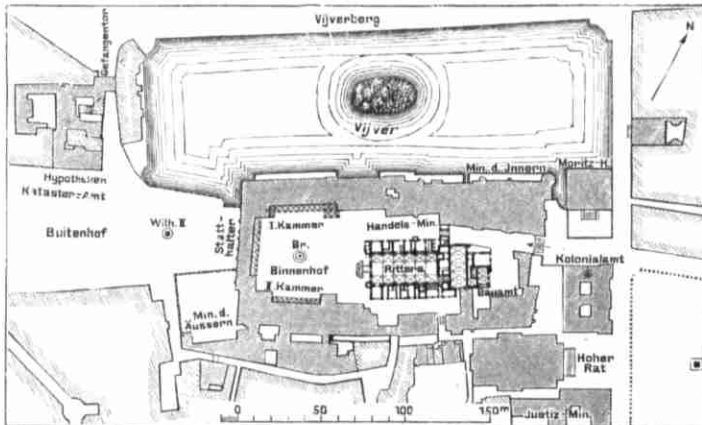


Abb. 4. Binnenhof. Lageplan und Grundriß im Jahre 1891.

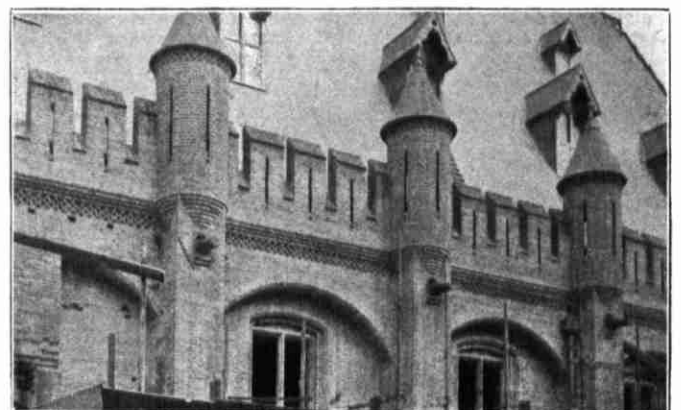


Abb. 5. Der wiederhergestellte Wehrgang 1903.

nördlichen Provinzen im Hofsaal, sich vom Königreich Spanien loszusagen. 1582 wurde der neue Gerichtshof „Hooge Raad“ im Binnenhof eingerichtet. Später diente der Binnenhof bis 1805 als Residenz der Statthalter der Republik, der Oranier, um nach mannigfaltigen weiteren Schicksalen 1813 für die Regierung des neuen Königreiches der Niederlande eingerichtet zu werden. Hand in Hand mit den Veränderungen der Benutzung gehen die baulichen Maßnahmen, welche allmählich die alten Gebäude bis auf den Hofsaal durch neue ersetzen lassen. Der Lageplan (Abb. 4) läßt ersehen, wie der alte Binnenhof im Jahre 1891 von allen Seiten mit öffentlichen Gebäuden eingeschlossen und als städtischer Platz in das Weichbild der Stadt einbezogen ist. Nur der alte Rittersaal ist, wenn auch rings mit Anbauten versehen, noch als Mittelpunkt der Anlage erkennbar. Von der Baugeschichte dieses Saales sind uns gleichfalls einige wichtigere

freitragende Decke, welche bei einer Breite von 17,80 m, einer Länge von 38 m und einer Höhe von 26 m ohne Stütze zwischen den Widerlagern der Seitenwände gespannt war; fünf eichene Binder aus scharfkantigem Eichenholze wölbten sich frei von den durch Strebpfeiler verstärkten Widerlagern ohne wagerechte Verankerung bis zu den 17 m über dem Saalfußboden liegenden Spambalken. Es ist dies eine so kühne, folgerichtige und dem Baustoffe angepaßte Sprengwerkskonstruktion, wie sie uns aus dem 13. Jahrhundert sonst nicht

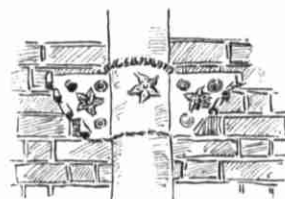


Abb. 6. Abfallrohr mit Schelle.

erhalten ist.⁹⁾ Abb. 8 gibt die Innenansicht dieses alten Dachstuhles, wie er 1860 noch bestand, nach einer Skizze des Reichsbaumeisters Peters wieder. Man erkennt, wie sich von Binder zu Binder die

Rittersaalgebäudes einsetzte und den letztgenannten Architekten mit der Bauausführung betraute. Sie ist jetzt soweit gediehen, daß begründete Hoffnung vorliegt, Ende dieses Jahres den wiederhergestellten Bau durch die Eröffnung der Generalstaaten in ihm neu zu weihen.

Reichsbaumeister C. H. Peters hatte die Güte, den Verfasser bei



Abb. 7. Der Rittersaal während der Wiederherstellung 1903.

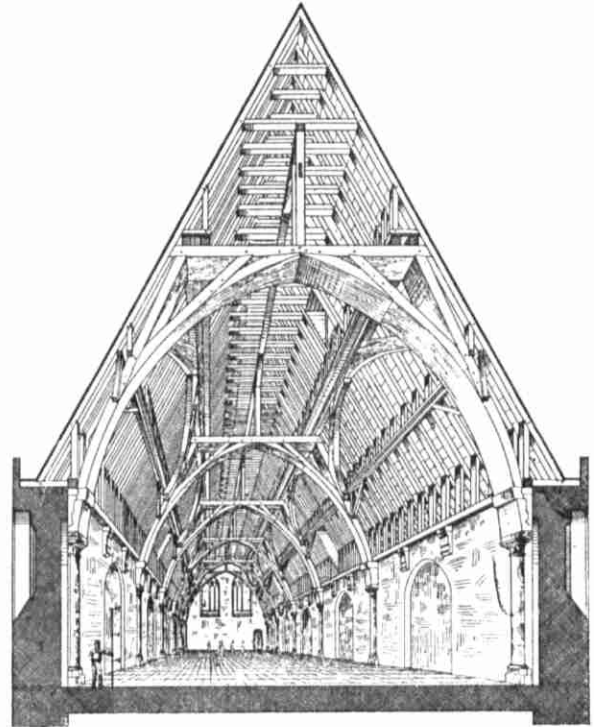


Abb. 8. Der Hofsaal vor der Wiederherstellung im Jahre 1860.

wieder durch kleinere Sprengwerke verstärkten Pfetten spannen, und darüber das von unten offene und sichtbare Sparrenwerk gestreckt ist. Nach den Berichten holländischer Schriftsteller soll irisches Eichenholz, das dem Wurmfraß besonders gut Widerstand zu leisten vermag, Verwendung gefunden haben. Da der Bauherr Graf Floris V. mancherlei Verbindung mit England hatte — so ließ er seinen Sohn in England erziehen —, erscheint es bei den sonstigen engen Handelsbeziehungen zwischen Holland und England auch nicht ausgeschlossen, daß vielleicht englische Ratgeber und englische Vorbilder bei der Ausgestaltung dieser Hallendecke mitgewirkt haben.

Es ist nun nicht verständlich, wie es möglich war, daß im Jahre 1861, also zu einer Zeit, da anderwärts das Verständnis für den Wert mittelalterlicher Kunst doch schon zu tagen begann, an einem Gebäude, das allein als geschichtliches Baudenkmal die sorgfältigste Unterhaltung verdiente, durch Baumeister Rode dieser Dachstuhl, der einzige seiner Art aus dem 13. Jahrhundert, abgebrochen und durch eine dreischiffige Anlage mit gußeisernen Bindern ersetzt werden konnte. Um so dankenswerter ist das Vorgehen der holländischen Regierung, welche seit 1896 einen Ausschuß von fünf Künstlern, P. J. H. Cuijpers, C. Meijksen, J. Nieuwenhuis, C. H. Peters und B. E. C. Knuttel, für die planmäßige Wiederherstellung des

der Besichtigung des Baues mit allen Einzelheiten der Arbeiten bekannt zu machen und auch Zeichnungen für die hier beigegebenen Abbildungen zur Verfügung zu stellen. Die Wiederherstellungsarbeiten erstrecken sich im Äußeren auf die Beseitigung der späteren Anbauten an den beiden Längsseiten und die Erneuerung der alten Strebepfeiler mit den zwischengespannten, den Wehgang tragenden Bögen sowie des Wehanges selbst mit den Türmchen und Zinnen. Nur dicht neben der Giebelseite sind zwei kleinere Anbauten, für welche alte Grundmauern vorgefunden wurden, belassen, haben aber ihre alte Form mit steilen Dächern und Treppengiebeln wieder erhalten. Ebenso sind die alten Dächer der gräflichen Wohnflügel an der Ostseite neu mit mittelalterlichen Dächern versehen worden. Während Abb. 3 den Bau vor 1861 mit den späteren Anbauten wiedergibt, stellt die Abb. 7 den Zustand im Herbst v. J. kurz vor Abschluß der äußeren Wiederherstellungsarbeiten dar. Die Einzelheiten des Wehanges der Seitenmauern mit den runden Türmchen und den Zinnen sind aus Abb. 5 zu erkennen. Abgesehen von der anscheinend aus späterer Zeit stammenden Abdeckung des großen Giebels und den Wasserspeiern des Wehanges handelt es sich um einen reinen Backsteinbau. Der alte Verband zeigt Strecker und Läufer, welche in derselben Schicht miteinander wechseln. Bemerkenswert sind auch die aus Wurzblei hergestellten Abfallrohre und Schellen. Abb. 6 läßt ersehen, wie durch Umbörlungen der Ränder der breiten Bleibänder und durch getriebene Darstellungen von Seesternen auf den Flächen ein eigenartiger Schmuck erzielt ist. Die gleiche Schmucktechnik ist auch an dem alten Gebäude der ostindischen Kompagnie in Middelburg auf der Insel Walcheren erhalten. (Schluß folgt.)

⁹⁾ Zum Vergleich seien die Maße einiger mittelalterlicher Räume angeführt. Die Decke des Saales der Kaiserpfalz in Goslar ist 15,1 m weit gespannt, wird aber durch eine Säulenreihe getragen, der Gürzenichsaal hatte 22 m Spannweite, aber ebenfalls eine Mittelunterstützung. Der Saalraum des Hospitals in Lübeck hat zwar eine freitragende Decke, aber nur 11 m Spannweite.

Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen.

Über Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen, von denen der Aufsatz auf Seite 88 u. folg. d. Bl. handelt, ist oft und viel geschrieben worden. Der Grund, weshalb eine befriedigende Lösung so schwer gefunden wird, liegt einerseits wohl in der irrtümlichen Heranziehung der Beschreibungen antiker Schallgefäße bei Aristoteles, Plinius und Vitruv, andererseits darin, daß man von jeher versucht hat, eine einheitliche Erklärung für Gefäße verschiedener Zweckbestimmung ausfindig zu machen. In Krain kommen in einigen Kirchen Gefäße vor, deren Öffnung in der Wand vermauert ist,

während ihr durchlöcherter Boden aus der Wand weit herausragt. Diese Gefäße nennt der Volksmund „Stimance“, d. h. Stimmtöpfe. Pfeifer bildet in seinem erwähnten Aufsätze in Nr. 11 d. Jahrg. ein Beispiel davon ab. Bei dieser Art von Gefäßen ist es vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß sie einen akustischen Zweck gehabt haben. In den weitaus meisten Fällen aber, wo im Schrifttum der letzten 40 Jahre von Tongefäßen in mittelalterlichen Kirchenmauern die Rede ist, handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um krug- oder becher- oder zylinderförmige Tongefäße, welche

wagerecht in die Mauern eingelassen und durch den Wandverputz völlig verdeckt sind, so daß sie meist erst beim Abbruch der betreffenden Kirche oder bei eingreifenden baulichen Änderungen entdeckt werden. Diese Gefäße mit in die Reihe „Schallgefäße“ zu rechnen, ist nicht angängig und muß zu immer neuen Irrtümern führen. Es ist völlig unverständlich, wie kleine, oft zur Hälfte mit Kalk oder gar Erde gefüllte Tontöpfe, die hinter dem Wandverputz versteckt liegen, Einfluß auf die Akustik der Kirche haben sollen, und zwar das eine Mal schallverstärkend und das andere Mal wieder schallbrechend. Dazu kommt, daß diese sogenannten Schallgefäße auch in ganz kleinen Kirchen und in zahlreichen Burgkapellen vorkommen, wo es doch gar nicht nötig war, die Akustik zu verstärken. Also muß wohl irgend ein anderes praktisches Bedürfnis der Ausgangspunkt für die Verwendung dieser hinter dem Verputz vermauerten Tongefäße gewesen sein, die sich übrigens in sehr großer Zahl durch das ganze Gebiet des lateinischen Abendlandes, ja auch in dem der griechisch-katholischen Kirche vorfinden.¹⁾ Für die Lösung der Frage ist von Wichtigkeit, an welchen Stellen des Kircheninneren sich diese Töpfe zu finden pflegen. In allen Fällen, die ich nachzuprüfen vermochte, fanden sie sich nicht etwa in Kopfhöhe des am Altar stehenden Priesters oder etwa in der Höhe der Kanzel in die Mauer eingelassen, wie doch zu erwarten wäre, wenn es sich wirklich um Schallgefäße handelte, sondern im Chore hoch oben nahe der Decke und um die oberen Leibungen der Chorfenster herum. Sollte das nicht des Rätsels Lösung bieten? Die Wärmeschwankungen, welche die Luft im Inneren einer Kirche durchzumachen hat, wenn unten auf dem Altare die Kerzen brennen, die Rauchfässer entzündet werden und eine vielleicht zahlreiche Priesterschaft stundenlangen Gottesdienst abhält, sind recht bedeutend. Die Schwankungen sind um so größer, je kleiner die Kirche ist. Die so erzeugte Wärme macht sich natürlich in der obersten Luftzone am stärksten bemerkbar. Dann tritt, nach Beendigung des Gottesdienstes, wieder plötzliche Abkühlung ein. Auf die Verputzflächen nahe der Decke muß dieser starke Wärmewechsel mit der Zeit nachteilig einwirken, namentlich im Winter, wenn die Kälte von außen dagegenwirkt. Rechnen wir noch dazu, daß die obersten Steinschichten der Hochmauern dem Sickerwasser vom Dache her leicht ausgesetzt sind, daß auch die Flächen um die Fenster herum bei etwaiger Undichtigkeit des Fensterverschlusses leicht durchfeuchtet werden können, so wird es verständlich, daß die in allen technischen Fragen so wohlgeschulten Baumeister des Mittelalters auf Mittel saamen, um den Wandverputz an diesen Stellen besonders gut zu festigen und nach Möglichkeit gegen die Einwirkung der Feuchtigkeit und des Wärmewechsels zu schützen. Sie mußten dies um so mehr tun, als eben die Wände des Chores, namentlich auch die Flächen oben um die Chorfenster herum, mit Malereien geschmückt zu werden pflegten. Als ein ebenso sinnreiches wie einfaches Mittel zur Festigung des Malgrundes stellen sich nun diese Tongefäße dar, die in regelmäßigen Abständen innerhalb der Malzone in die Mauern eingelassen wurden, und zwar so, daß ihre umgekrempte Öffnung ein wenig über die Mauerlinie vortragte. Der Verputz fand an diesen überstehenden Kremen eine vorzügliche Stütze. Er konnte aber außerdem in die Öffnungen der Gefäße dübelartig eindringen und sich mit der Innenwandung des Gefäßhalses aufs festeste verbinden. So hing dann der ganze Malgrund, in regelmäßigen Abständen „eingezapft“, vor der Wand, unabhängig von den zerstörenden Einflüssen der Mauerfeuchtigkeit. Der freibleibende hintere Hohlraum der Gefäße aber hatte den Zweck, die etwa doch in den Malgrund eingedrungene Feuchtigkeit herauszuziehen und verdunsten zu lassen und den Einfluß des Wärmewechsels auszugleichen. Vielleicht wurde dieser Zweck noch verstärkt durch eine Schicht von Rasen- und Moorerde am Boden des Gefäßes, wie sie in den Töpfen aus der Braunschweiger Dominikaner-

kirche festzustellen war (vgl. Pfeifer, Aufsatz in Nr. 11, S. 90 oben). Diese Erklärung der sogenannten „Schallgefäße“ erhält noch eine besondere Stütze dadurch, daß die Hohlräume für die Tongefäße in allen mir bekannt gewordenen Fällen schon bei der Errichtung der Mauern ausgespart worden waren, mithin die Einfügung der Gefäße an bestimmten Stellen von vornherein beabsichtigt gewesen sein muß. Diese Stellen decken sich aber bei genauerer Prüfung immer mit den Flächen, wo Malereien angebracht zu werden pflegten, auch wenn im einzelnen Falle die Gemälde einmal nicht zur Ausführung gelangt sein sollten oder im Laufe der Jahrhunderte bis zur Unkenntlichkeit verblichen sind.

Das Verdienst, den Zweck der Tongefäße als „Aufhängeapparat für den Malverputz“ zuerst an einem einzelnen Denkmal überzeugend nachgewiesen zu haben, gebührt Baurat C. Gebhardt in Stuttgart, der bereits vor einem Jahrzehnt eine Untersuchung über das Vorkommen derartiger Gefäße in der Kirche zu Burgfelden in der Deutschen Bauzeitung (1894, S. 11 u. 12) veröffentlicht hat. Die kleinen porigen Tongefäße befinden sich unterhalb des Malgrundes in regelmäßigen Abständen in die Mauer eingelassen und ragen mit ihrer umgekrempten Öffnung ein wenig über die Mauerlinie vor, nur einige Millimeter, denn sonst würden sie auf dem feinen Putzgrunde der Wandgemälde Unebenheiten hervorrufen. In den vorderen Hals der Gefäße sind einige Tuffsteinbrocken eingeschoben, wohl um dem in die Öffnung eingedrungenen Kalkmörtel noch besseren, hebelartigen Halt zu verleihen. Der hintere Raum ist hohl. Die Gefäße zeigen teils eine geschwungene, teils eine gerade zylindrische Form, sind aus unglasiertem Ton auf der Töpferscheibe gefertigt und haben eine Höhe von 16 cm, einen Durchmesser von 11 bis 13 cm. Am Boden ist ein flaches Kreuz inmitten eines Ringes sichtbar. Höchst sorgfältig sind sie mit Mörtel in die vorher ausgesparten Hohlräume des Mauerwerks eingebettet.

In allen Fällen, wo mir eine Nachprüfung möglich war, habe ich die Erklärung, die Gebhardt für das Burgfelder Beispiel gegeben hat, bestätigt gefunden und diese Ergebnisse im Jahre 1896 in der Veröffentlichung jener Gemälde aus der Burgfelder Kirche niedergelegt.²⁾ Auch die in Pfeifers Aufsatz in Nr. 11 dieser Zeitschrift angeführten und abgebildeten Beispiele können mich in der Überzeugung nur bestärken, daß diese vermauerten Tonzylinder oder -becher oder -krüge nichts anderes gewesen sein können als eine Aufhängevorrichtung für den Malgrund. Sie finden sich immer nur da, wo die Wand nach künstlerischem Schmuck verlangte.

Das Vorkommen der Gefäße in der Kirche in Burgfelden ist insofern noch von besonderem Interesse, als es sich hier um eines der ältesten erhaltenen Denkmäler deutscher Wandmalerei handelt. Etwa um das Jahr 1060 ist dieser Gemäldefries, der sich in der oberen Zone aller vier Wände des kleinen rechteckigen Kirchenraumes entlang zieht,³⁾ geschaffen worden. Also haben nicht erst Predigerkirchen des 13. und 14. Jahrhunderts diesen Gebrauch der Tongefäße aufgebracht, wie es nach der Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Beispiele scheinen könnte. Die Meister der Burgfelder Wandgemälde waren höchstwahrscheinlich Benediktinermönche des Klosters Reichenau im Bodensee. Das ist insofern von Wichtigkeit, als sich gerade in jenem Kloster eine Menge technischer Überlieferungen aus dem Altertum erhalten hatten. Die Vermutung liegt nahe, daß die Verwendung derartiger Gefäße zur Befestigung des Malgrundes auch eine technische Überlieferung aus dem Altertum war. Es verlohnte wirklich der Mühe, einmal eingehende Untersuchungen daraufhin anzustellen. Auch die bisher doch nicht genügend erklärte Einfügung von Tongefäßen in die Gewölbe frühchristlicher Kirchenbauten in Ostrom wäre vielleicht unter diesem Gesichtspunkte einmal neu zu prüfen.

Jena.

Prof. Dr. Paul Weber.

¹⁾ Zu den von Pfeifer aufgezählten Quellen wäre noch zu vergleichen Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, 5. Aufl., I, 45; Straub, Bulletin de la société pour la conservation des monuments historiques de l'Alsace, 1876, Bd. 9, S. 231 u. f.; Rahn, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1895, S. 442 u. f. u. S. 462.

²⁾ P. Weber, Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb. Darnstadt 1896, Bergsträsser. S. 63 bis 69. Von da ist die Erklärung übergegangen in Heinrich Bergners „Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland“. Göttingen 1900, S. 36.

³⁾ An der einen Wand sind die Malereien zerstört.

Die mittelalterlichen Taufsteine in Schleswig-Holstein.

In dem verhältnismäßig kleinen Lande Schleswig-Holstein hat niedersächsische, friesische und jüdische Bevölkerung ihre Empfindungsweise gemischt und eine Kunst erzeugt, deren Eigenart bis auf den heutigen Tag nicht ganz erloschen ist. Auf kirchlichem Gebiete war es besonders die Schnitzkunst, welche eine umfangreiche Befähigung erfahren hat. Sie ist von Prof. Dr. Matthaei in seinem umfangreichen Werke über die mittelalterliche Holzplastik Schleswig-Holsteins auf das eingehendste geschildert und gewürdigt worden.

Naturgemäß hat die Steinbilderei im Lande nicht dieselbe Blüte erfahren können. Sie hat sich hauptsächlich nur auf dem Gebiete der Taufsteine betätigt. Glücklicherweise sind von diesen mittelalterlichen Steinarbeiten noch recht viele, namentlich im Norden des Landes erhalten. Dr. Ernst Saueremann, der Sohn des verstorbenen Museumleiters in Flensburg, hat sich durch die Herausgabe seines Erstlingswerkes, einer Studie über dieses engherrenge Feld der Steinbilderei, ein hervorragendes Verdienst erworben. Der Wert seiner

Arbeit⁹⁾ liegt vor allem darin, daß er sich nicht darauf beschränkte, die Kunstformen der Steinwerke festzustellen, sondern auch den Baustoffen, aus denen sie hergestellt wurden, nachforschte, Vergleiche mit den Erzeugnissen benachbarter Länder anstellte, und es ihm so gelang, abgeschlossene Gruppen festzustellen sowie die Werkstätten, aus denen die Stücke hervorgegangen sind, mit großer Wahrscheinlichkeit zu

von Namur schließen. Mittelalterliche Taufsteine aus Sandstein finden sich nur in ganz beschränkter Anzahl im Lande. Gegenstücke zu ihnen sind in Hannover, Westfalen, Ostfriesland und vereinzelt in Holland zu suchen, und sie stammen voraussichtlich aus den Werkstätten in Bentheim und Gildeshausen. An mittelalterlichen Taufen aus gotländischem Marmor lassen sich etliche 40 nachweisen. Aus dieser Reihe sticht ein Typus hervor, der im ganzen Lande und vorzugsweise in den Kirchen des Übergangsstiles vorkommt und für den Gotland als Ursprungsort anzusprechen ist. Daneben sind einzelne reich mit Bildschmuck versehene Steine zu beachten. Wenn die künstlerische Durchbildung dieser Werke auch nur wenig über das Handwerksmäßige hinausgeht, so geben dieselben doch Aufschluß über das Volksempfinden und die Absichten der Bauherrin, der Kirche. Gleichwie bei den nachher erwähnten granitnen Taufsteinen ist vielfach der Löwe in Beziehung zu anderen Tieren dargestellt. Der Löwe soll die Macht des Guten verkörpern, welche den bösen Gewalten ein Gegenstand des Hasses ist. Vögel versinnbildlichen die Seele der Gerechten, und der Pfau, der aus dem Borne trinkt, ist die gläubige Seele, welche sich am Quell des Heiles erquickt.

Den größten Teil der schleswig-holsteinischen mittelalterlichen Taufen bilden die aus Granit hergestellten. Sauer mann kommt bei ihrer Vergleichung mit Arbeiten benachbarter Länder zu dem Ergebnis, daß sie wahrscheinlich im Lande selbst aus Granitfindlingen und von heimischen Meistern gearbeitet wurden und somit als Überbleibsel einer längst verschwundenen Kunstsprache der meerumschungenen Lande von besonderer Bedeutung sind. Man kann diese in zwei große und mehrere kleinere Gruppen, und zwar mit überwiegend ornamentaler Durchbildung einordnen. Der vereinzelt auftretende figürliche Schmuck ist ebenfalls dem christlichen Formenschatze entlehnt und im allgemeinen sinnbildlich aufzufassen. Zur Erklärung müssen vor allem die Psalterillustrationen herangezogen werden. Ein Taufstein trägt Runen. Die Ausführung der Bildwerke ist vielfach roh und handwerksmäßig, geht aber stellenweise hierüber hinaus. Dabei herrscht im Aufbau die größte Mannigfaltigkeit. Besonders reich an Granittaufen ist Nordschleswig.

Sauermanns Untersuchungen sind durch 52 meist photographische Abbildungen erläutert, von denen hier einige Proben, und zwar von jedem Baustoffe eine Taufe, wiedergegeben werden (Abb. 1 bis 4). Es wäre erwünscht, wenn der Verfasser seine verdienstvolle Arbeit später erweiterte und auch die immerhin beachtenswerten anderweitigen mittelalterlichen Steinbildwerke Schleswig-Holsteins und der Nachbar gane: die Granitlöwen aus Schleswig und Ripen, die Portalfelder in Schleswig, Borby, Ripen u. a. in den Kreis seiner Betrachtungen zöge. Zwei derartige Werke, der Ritter auf dem Quader der Satruper Kirche und der romanische Grabstein aus Sörup, sind bereits in der Arbeit dargestellt, aber nicht besprochen. Es wird von Sauer mann als bedauerlich bezeichnet, daß die Taufsteine der Insel Gotland,



Abb. 1. Taufstein in Schottburg, Kr. Hadersleben.



Abb. 2. Taufstein in Keitum a. Sylt, Kr. Tondern.



Abb. 3. Taufstein in Ülvesbüll, Kr. Eiderstedt.



Abb. 4. Taufstein in Sörup, Kr. Flensburg.

erforschen. So erkennt man auch die Handelswege, auf welchen Taufsteine im Mittelalter als Ware verschickt wurden. Eine übersichtlich zusammengestellte Karte erleichtert das Verständnis dieser Forschungsergebnisse.

Nach letzteren stehen die 12 mittelalterlichen Taufsteine, die aus schwarzem Kalkstein oder belgischem Marmor hergestellt sind, sämtlich in Kirchen an der westlichen friesischen Küste, und zwar an Orten, bis zu welchen, wenigstens in früheren Zeiten, die Seeschiffahrt reichte. Auch die Formen ihres figürlichen Schmuckes lassen sicher auf belgische Herkunft, und zwar aus den Werkstätten

⁹⁾ Die mittelalterlichen Taufsteine der Provinz Schleswig-Holstein. Herausgegeben von Dr. Ernst Sauer mann. Lübeck 1904. B. Nöhring. 72 S. in groß 8^o mit 52 Abb. u. einer Karte. Geh. Preis 10. M.

wo vermutlich alte Werkstätten zu suchen sind, noch nicht genügend erforscht seien. Das Gleiche gilt auch für die mittelalterlichen Kalksteinkirchen der Insel, welche, auch abgesehen von der Hauptstadt Wisby, in großer Zahl (wohl über 50 Stück) fast unversehrt erhalten sind. Es wäre die Aufnahme dieser Kirchen ein dankbares Arbeitsfeld für die neue Technische Hochschule in Danzig. Sauer mann hat in reichstem Maße auf die mannigfachen Veröffentlichungen mittelalterlicher Taufen benachbarter Länder aufmerksam gemacht. Dabei ist ihm entgangen und sei daher hier nachgetragen, daß in dem

ersten Jahrgange der Zeitschrift „Kunst og Haandwerk fra Norges Fortid“, herausgegeben von N. Nicolaysen, Verlag von Karl Werner u. Ko. in Christiania, deren 47 norwegische mittelalterliche Taufen in vorzüglichen Zeichnungen wiedergegeben sind. Darunter befinden sich viele Stücke, deren altertümliche Formen, abgesehen von den figürlichen Darstellungen, eine staunenswert sichere und künstlerisch feine Behandlung aufweisen und somit gleichfalls Zeugnis von dem Bestehen einer verhältnismäßig früh entwickelten Kunst in den nordischen Reichen Zeugnis ablegen. K. Me.

Wiederherstellung der Kirche in Schwarz-Rheindorf.

Die geplanten Bauarbeiten, über deren Einleitung bereits in Nr. 1 der Denkmalpflege 1902 berichtet wurde, sind im Herbst vorigen Jahres in den gegebenen Grenzen abgeschlossen worden. Sie bezweckten eine Sicherung und Ergänzung des geschichtlichen Baukörpers, zugleich aber auch eine Erweiterung des Baubestandes nach Maßgabe seiner kirchlichen Zweckbestimmung. Die baulichen Maßnahmen im einzelnen konnten vielfach erst während der Ausführung erwogen und bestimmt werden, nachdem der örtliche Bauschaden aufgedeckt oder das technische Bedürfnis klargelegt war. Bei diesen grundlegenden Arbeiten ergaben sich für die Bauausführung sichere Marken und wertvolle Aufschlüsse für die Geschichte des Baues. So kam u. a. beim Abräumen der auf den Gewölben lagernden Schuttmassen über dem ersten, nächst der Vierung liegenden Langschiffjoch die Anlage eines dritten Geschosses zum Vorschein, welche eine rechteckige Grundrißform mit zwei anschließenden Rundnischen und einen wohl erhaltenen Estrich in frühmittelalterlichem Kalkmörtelbeton (mit feinem Ziegelkleinschlag) noch aufweist.

Zu den wichtigsten Bauarbeiten gehörte der Umbau bezw. die Umdeckung sämtlicher Dächer mit Ausnahme des Turmhelmes, da infolge fehlerhafter Ausführung und mangelhaften Unterhaltes das Holzwerk der Dachverbände durch Fäulnis, Schwamm und Wurmfraß stark gelitten hatte; dabei wurde auf sorgfältige Wiederherstellung der ursprünglichen Dachanschlüsse besonderer Wert gelegt. Bei der Sicherung und Ergänzung des Mauerkörpers war die geschichtliche Mauertechnik maßgebend und vorbildlich, wie sie hinsichtlich des Verbandes und der Ausfüllung urkundlich festgestellt werden konnte. Die Ergänzung der schadhaften Werkstücke (in Tuffstein, Trachyt, Devonchiefer) wurde auf das unbedingt Notwendige in technischer und künstlerischer Hinsicht beschränkt. Besonderes, bauwissenschaftliches Interesse bot die Aufdeckung der einstigen durchgreifenden Holzverankerung, welche, nach ihrer Lage und Abmessung, im Bereich der Unter- und Oberkirche nachzuweisen war.

Bei der Instandsetzung des südlichen Anbaues wurde die Absicht verfolgt, diesen letzten Rest des einstigen Klosterflügels, welcher die Verbindung mit der oberen Nonnenkirche vermittelte, in seinen baulichen Kennzeichen festzuhalten, zugleich aber auch die äußere Erscheinung des Treppenaufganges einfach und anspruchslos zu gestalten; aus diesem Grunde wurde auf die Wiederherstellung des nachweisbaren Giebelprofils verzichtet, mit dem dieser Bauteil an das Kirchengebäude einst anschloß.

Der nördliche Anbau kam im wesentlichen nach dem Entwurf von 1895 zur Ausführung, und zwar nach Maßgabe der bestimmten Konstruktionsmarken, welche sich an dieser wuesten Stelle des Baukörpers noch erhalten haben. Der hier nach 1820 vorgelegte, aber in schlechtem Verbands (mit größeren Hohlräumen) hergestellte Stützpfiler hatte nicht nur den beabsichtigten Zweck der Sicherung verfehlt, sondern zudem noch zu einer andauernden Durchmässung der erhaltenen Gurtbogen und Schildmauern des einstigen Kapellenturmes Anlaß gegeben. Eine naturgemäße Abstützung des Bauwerkes an diesem statisch bedrohten Punkte konnte mit Sicherheit von der Wiederaufrichtung dieses ältesten Bauteiles erwartet werden. Der ausgeführte Anbau entsprach zugleich einer Bauerweiterung, als dadurch drei neue, gewölbte Räume wieder gewonnen wurden. In dem untersten Raume ist zur Zeit eine kleine, aber immerhin lehrreiche Sammlung bautechnischer und baugeschicht-

licher Art untergebracht, während die beiden oberen heizbaren Sakristeiräume einer bestimmungsgemäßen, den gegebenen Raumverhältnissen angepaßten Ausstattung noch harren.

In der Oberkirche ist auf dem ursprünglichen Putzgrunde die erste tektonische Wand- und Gewölbemalerei wiederhergestellt worden, welche mit sehr einfachen Mitteln eine klar ausgesprochene, großräumige Wirkung auszuüben und den reichen Figurenschmuck des Chores zu gesteigerter Wirkung zu bringen vermag. Dagegen ist die Wiederherstellung des Innenraums der Unterkirche noch nicht zu einem vollständig befriedigenden Abschlusse gelangt. Die Bauarbeiten beschränkten sich hier im Rahmen der verfügbaren Mittel auf die Instandsetzung der unterhalb des Kämpfers befindlichen Pfeiler- und Wandflächen, wo infolge eines tonhaltigen, stark wasserziehenden Putzauftrages eine fortschreitende Zersetzung der inneren Mauerhaut und in weiterer Folge eine andauernde Durchfeuchtung des ohnehin schwer zu lüftenden Raumes festzustellen war. Hier ist der schadhafte Mauerputz durch reinen Kalkmörtelputz ersetzt worden, während sich die malerische Behandlung auf eine tektonische Gliederung in einer dem Gesamteindruck entsprechenden Farbgebung erstreckte. Die sachgemäße Erneuerung des nicht ursprünglichen, schadhafte Putzes im Bereiche der oberhalb des Kämpfers befindlichen Wand- und Gewölbeflächen mit dem bekannten eigenartigen Bilderschmuck ist bereits im Jahre 1895 Gegenstand eingehender technischer Untersuchungen gewesen. Da der zur Ergänzung des Malgrundes in den Jahren 1861 bis 1865 aufgetragene Putz bei seiner stark wassersaugenden Eigenschaft sich als unhaltbar erwiesen und die Gefahr nahe liegt, daß dadurch auch der ursprüngliche Malgrund in Mitleidenschaft gezogen werde, so wird man sich früher oder später — im Sinne wirksamer Denkmalpflege — zu einer Ergänzung des Malgrundes und zugleich zu einer Wiederherstellung der künstlerischen Darstellung entschließen müssen. Für diese noch ausstehende Aufgabe ist bereits eine sehr wichtige Vorarbeit geschehen: die Aufdeckung der ursprünglich angewandten Maltechnik unter der späteren Übermalung, wie sie im Bereiche der Darstellung der Tugenden (in den Fensterleibungen des ersten westlichen Kreuzflügels) mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Damit sind wesentliche Richtungslinien gegeben, nach welchen vorgegangen werden muß, um ein Werk von hervorragender kunstgeschichtlicher Bedeutung in seiner Technik auch innerlich möglichst zu sichern und seinen lebensvollen, künstlerischen Gehalt wieder zu gebührender Geltung zu bringen. Ausführliche Mitteilungen über die Wiederherstellung der ehemaligen Stiftskirche in Schwarz-Rheindorf, im besonderen auch über die baugeschichtlichen Grundlagen enthält eine Abhandlung in der Zeitschrift für christliche Kunst, Heft 7 u. 8 d. J.

An Baukosten wurden aufgewendet:

a) für Wiederherstellung des äußeren Baukörpers	12 770 Mark
b) für Wiederherstellung des südlichen Anbaues	2 410 „
des nördlichen Anbaues rd.	15 040 „
c) für Wiederherstellung der Innenräume	3 760 „
d) für Rüstungen und allgemeine Zwecke	2 552 „
	<hr/>
	im ganzen 36 532 Mark.

Köln.

Arntz.

Die Erhaltung älterer Kunstwerke und geschichtlicher Denkmäler

bildete den Gegenstand von Verhandlungen am 10. bis 12. Oktober in Wien, zu denen die K. K. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler in Österreich-Ungarn eine größere Anzahl von Gelehrten und Fachmännern aus Österreich-Ungarn und Deutschland eingeladen hatte. Die ursprüngliche Anregung hierzu ist vom Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Görz, Bolle, ausgegangen. Den Teilnehmern an den Sitzungen war ein ausführlicher Fragebogen vorgelegt, dessen Hauptabteilungen 1) Bücher, Handschriften und graphische Vielfältigungen, 2) Gemälde und 3) Kunstgewerbliche Gegenstände bildeten. Freiherr v. Helfert, der Präsident der K. K.

Zentralkommission, eröffnete die Sitzungen und streifte eine besondere Konservierungsfrage, die Abschaffung der Tauben, welche dort, wo sie in größerer Anzahl vorhanden, durch ihre Auswurfstoffe keine geringe Gefahr für Baudenkmäler bildeten. Versuche, städtische Verwaltungen in Österreich zu einem Verbote des Taubenhaltens zu veranlassen, seien leider vergeblich gewesen. Die Verwaltungen sträubten sich gegen den Erlaß eines solchen Verbotes, weil es zu tief in die Rechte der einzelnen eingreifen würde, Herr v. Helfert übertrug dann den Vorsitz für die Sitzungen dem Regierungsrat Dr. Much, der zuerst dem Geheimen Regierungsrat Lessing (Berlin)

das Wort zu einem Vortrage über die Lichtbeständigkeit der Farben von Gewebestoffen erteilte. Nach Vorlage einer Reihe von Proben, welche die durch das Licht verursachten Farbenänderungen in auffälliger Weise zeigten, schilderte der Vortragende kurz die vom Kapitän Abney in London angestellten Versuche. Diese hatten dahin geführt, das Tageslicht durch gefärbte Gläser den Sammlungsräumen zuzuführen, um die chemisch am kräftigsten wirkenden Strahlen nach Möglichkeit auszuschließen. Von dieser Maßregel ist man aber wieder abgekommen, da die Räume so dunkel wurden, daß die Farben entweder kaum oder nur mehr oder weniger verändert sichtbar waren. In der darauffolgenden Besprechung, an der sich u. a. Hofrat Eder, Hofrat Lieben, Professor Zeisel, Dr. Dreger beteiligten, wurde betont, daß ein gleichmäßiger Schutz aller Farben durch bestimmt gefärbtes Glas unmöglich sei. Ferner wurde auf den Einfluß der Wärme und auf die Schädlichkeit des in Ausstellungsräumen verwendeten, fast immer etwas schwefelwasserstoffhaltigen Leuchtgases hingewiesen, welches bei der Verbrennung Schwefelsäure liefern könnte, die sowohl der Farbe als der Faser schade. Auch wurde vorgeschlagen, wertvolle Gewebe unter Anschluß der Feuchtigkeit und des Sauerstoffs (Ersatz durch Kohlensäure oder Stickstoff) aufzubewahren, da die Veränderungen der Farbstoffe meistens auf Oxydation beruhen. Endlich wurde noch auf den Einfluß der Schwerkraft bei aufgehängten größeren Sachen, wie bei Teppichen usw. hingewiesen. Am Nachmittag zeigte Direktor Bolle durch eine große Anzahl von Wandlichtbildern die tierischen Schädlinge des Leders, des Papiers und des Holzes. Es wurden sowohl die Tiere, hauptsächlich Käferarten (*Sitotrupa*, *Ptinus*, *Anthrenus* usw.), als auch ihre Larven und Eier sowie auch die durch sie veranlaßten Zerstörungen gezeigt und als Gegenmittel der auch schon bisher vielfach in Sammlungen benutzte Schwefelkohlenstoff empfohlen. Um die Mittagzeit hatte noch eine Besichtigung des Hofmöbelspeichers, um die dortigen Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten kennen zu lernen, sowie ein Besuch der Hofbibliothek stattgefunden.

Am nächsten Tage sprach zunächst Direktor v. Luschan (Berlin) über seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Erhaltung ethnographischer Sammlungsgegenstände und erörterte die Wirksamkeit der gebräuchlichen Gegenmittel, besonders für Motten: er verwirft Karbolsäure, Insektpulver und vor allem Naphthalin als gänzlich nutzlos, empfahl dagegen arsenigsaures Natrium, Sublimat, Schwefelkohlenstoff und Formalin (Formaldehyd), bedingungsweise auch Kampher. In der anschließenden Besprechung wurde noch eine Reihe anderer Mittel erwähnt, auch vorgeschlagen, einmal Versuche über die insektentötende Wirkung der X-Strahlen zu machen. Auf die große Giftigkeit der Arsenverbindungen und des Sublimats, auf den Einfluß des Schwefelkohlenstoffes und des Formalins auf Farben wurde hingewiesen, ferner wurde das Erhitzen und die Behandlung infizierter Stücke im luftleeren Raum und von mehreren Seifen auch die häufige Bewegung der Faserstoffe, etwa durch Anwendung

weicher Bürsten empfohlen. Von dem Gebrauch von Staubsaugmaschinen, besonders bei nährlichen Stoffen wurde abgeraten. Auch das neuerdings für manche Zwecke in der Konservierungspraxis benutzte Zapon wurde in die Erörterung gezogen und darauf aufmerksam gemacht, daß es unter Umständen durch Entwicklung von Stickoxyden schädigend, z. B. bleichend auf Farben, wirken könne. Am Nachmittag fand eine Besichtigung des neu eingerichteten Hofarchivs statt, das fast ganz aus Stein, Glas und Eisen besteht und durch eine Reihe besonderer Einrichtungen die möglichste Sicherheit gegen Feuersgefahr bietet. Die letzte Sitzung am Mittwoch begann mit einer Erörterung über die Erhaltung des Holzes, bei der besonders die Tränkung mit Leimlösung mit und ohne Formalinzusatz zur Sprache kam. Außer der Behandlung von Sammlungsgegenständen aus Holz wurde auch die größerer, nicht beweglicher Stücke, z. B. in Kirchen, angeregt. Direktor Brinckmann (Hamburg) empfahl noch die photographische Aufnahme aller zu behandelnden Stücke vor der Behandlung oder Ausbesserung, besonders auf die Gefahren der letzteren hinweisend, die oft dem Gegenstande ein ganz verändertes Aussehen geben, und Prof. Rathgen (Berlin) bemerkte, daß auch im Laboratorium der Kgl. Museen in Berlin jedes Stück vor der Behandlung photographiert würde, mit Ausnahme solcher, die wie ägyptische Ostraka oder wie Kupfermünzen in großen Mengen einem erprobten Verfahren unterworfen würden. Nachdem noch Direktor Brinckmann die Schaffung eines ähnlichen Instituts wie das eben erwähnte Berliner Laboratorium für Österreich empfohlen hatte, wurde ein österreichischer Ausschuß gewählt, der die einschlägigen Fragen weiter bis zu einer etwa im nächsten Jahre wieder einzuberufenden Versammlung verfolgen soll. Dann hielt Direktor Bolle einen Vortrag über die Anwendung des Schwefelkohlenstoffes. An der Hand eines umfassenden Anschauungsmaterials zeigte er, daß Schwefelkohlenstoff unter Umständen auf Farben einwirke, indem dunklere schwefelhaltige Körper entstünden, daß aber diese Einwirkung nur bei Gegenwart von Feuchtigkeit geschehe und daß man sie verhindern könne, wenn vorher die Luft durch die ja überall leicht in Bomben erhältliche Kohlensäure verdrängt würde.

Darauf wurden die eigentlichen Sitzungen geschlossen. Am Nachmittag fand noch ein Ausflug nach Klosterneuburg statt, wo, ähnlich wie in dem Kreuzgang des Mainzer Domes und anderswo, in einem besonderen Raum alle alten Architekturteile des Stiftes sorgsam aufbewahrt werden.

Ist es auch, wie von vornherein zu erwarten war, nicht möglich gewesen, alle in dem eingangs erwähnten Fragebogen aufgestellten Punkte zu erörtern, ist z. B. die Erhaltung von Gemälden kaum gestreift worden, so hat doch die Wiener Tagung den großen Erfolg einer Aussprache von Fachleuten auf dem Gebiete der Museums- und Naturwissenschaften erzielt und damit auch viele Fragen angeregt, deren Lösung für den Bestand der wertvollen Sammlungen aller Länder von unendlicher Wichtigkeit sein wird. Fr.

Vermischtes.

Zum Schutz der Kirche Wang im Riesengebirge, die Gefahr lief, durch Gasthäuser vollständig verbaut zu werden — ein Gasthof ist schon so nahe herangerückt, daß die alte, von Friedrich Wilhelm IV. nach hier überführte norwegische Holzkirche vom Tale aus kaum noch zu sehen ist —, ist der folgende Allerhöchste Erlaß ergangen:

Auf Ihren Bericht vom 11. Oktober d. J. will Ich dem Riesengebirgsverein, eingetragener Verein, in Hirschberg in Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, auf Grund des Gesetzes vom 11. Juni 1874 (Gesetzsamml. S. 221) hiermit das Recht verleihen, zum dauernden Schutze der Kirche Wang von den dem Gast- und Logierhausbesitzer Nitsche in Brückenberg gehörigen und dicht unterhalb der Kirche Wang befindlichen Liegenschaften die auf der beiliegenden Handzeichnung mit roter Farbe kenntlich gemachte Fläche von 28,34 Ar im Wege der Enteignung zu erwerben.

Neues Palais, den 17. Oktober 1904.

Wilhelm R.
Städt.

An den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

Die Eröffnung eines Diözesanmuseums bei der Domkirche in Trier erfolgte am 3. Oktober d. J. in feierlicher Weise durch den Bischof von Trier unter Beteiligung der Domgeistlichkeit sowie der Spitzen der Behörden. Das neue Museum, das unter der Leitung des Dombaumeisters Schmitz in den an der Nord- und Ostseite des Kreuzgangs befindlichen alten Sälen entstanden ist, soll eine Sammelstätte sein für gefährdete Kunstdenkmäler der Trierer Diözese; es wird in seinen Sammlungen Künstlern und Gelehrten Anregungen und Stoff zu Forschungen bieten und ist geeignet, den Sinn für alte Bau- und Kunstdenkmäler und ihre Pflege in weiteren Kreisen zu wecken.

Die Anstellungen im Roten Hause in Trier, die am 2. Oktober d. J. eröffnet wurden, umfassen 1) die F. H. Kraussche Ausstellung, 2) die ortsgeschichtliche Sammlung und 3) die Sammlung der Trachten und Hausgeräte der Saar-, Mosel-, Eifel- und Hochwaldbevölkerung aus alter Zeit. Der verstorbene Geheime Hofrat Professor Dr. Kraus, ein geborener Trierer, hat die Anregung zur Unterbringung der Sammlungen im nun erworbenen Roten Hause gegeben. Er hat in seinem Vermächtnis den Wunsch ausgesprochen, daß seine Schenkung, die über hundert wertvolle Kunstgegenstände, Möbel usw. zählt, daselbst untergebracht werde. Die Trachten- und Gerätesammlung der trierischen Lande, um die sich der Regierungs- und Baurat v. Pelser-Borensberg, früher in Trier, jetzt in Arnsberg, sehr verdient gemacht hat, ist im dritten Stock des Roten Hauses zur dauernden Aufbewahrung untergebracht.

Die Fassade des Ritters in Heidelberg, des bekannten Gasthauses, wird zur Zeit instandgesetzt. Die Wiederherstellung der stark verwitterten Teile erfolgt mit staatlicher und städtischer Unterstützung, und zwar auf Grund von sorgfältigen Aufnahmezeichnungen, des Regierungs-Baumeisters Otto Linde.

Der alte Marktbrunnen in Tübingen, der dem Verfall droht, beschäftigte kürzlich den dortigen Gemeinderat. Ein Entwurf für seine Wiederherstellung, die einer Erneuerung des gesamten Aufbaues mit der Neptunfigur gleichkommt, soll dem Württembergischen Konservatorium vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmäler zur Prüfung eingereicht worden sein.

Das Römische Haus in Leipzig (vgl. S. 16 dieses Jahrganges) wird zur Zeit abgebrochen. Damit verschwindet diese anmutige klassische Schöpfung, und man muß sich zufrieden geben, daß wenigstens die Prellerschen Odyssee-Landschaften von den Wänden abgelöst worden sind; wo sie wieder angebracht werden sollen.

darüber ist noch nichts bekannt geworden. Die schwierige Ablösung der Fresken hat Hofrat Donadini, Professor der Kunstgewerbeschule in Dresden, mit großer Umsicht bewirkt, derselbe Künstler, dem die Ablösung des Deckengemäldes im Festsale des Brühl'schen Palastes in Dresden sowie die Instandsetzung der Malereien der Jesuitenkirche in Glogau und der Piastengruft in Liegnitz zu danken ist.

Bei dem Ideenwettbewerb zur Erweiterung der katholischen Pfarrkirche in Ammerschweiler (Ober-Elsaß) (vgl. S. 67 d. Bl.) haben unter 51 eingegangenen Entwürfen erhalten: den ersten Preis (1000 Mark) der Regierungs-Bauführer J. Keith in Straßburg i. E., den zweiten Preis (800 Mark) der Regierungs-Baumeister Dr. E. Michel in Wiesbaden, den dritten Preis (600 Mark) der Architekt Hermann Distel in Berlin. Drei weitere Entwürfe des Regierungs-Bauführers J. Keith in Straßburg, der Architekten Raeder u. Meister in Posen und des Architekten J. Franke in Gelsenkirchen wurden für je 400 Mark angekauft.

Das Recht an Denkmälern und Altertumsfunden. Unter diesem Titel hat Prof. Dr. Jos. Kohler in Berlin in Nr. 16/17 der Deutschen Juristenzeitung vom 1. September 1904 die rechtliche Seite des Denkmalschutzes von neuem beleuchtet, nachdem er bereits im Jahre 1894 im 9. Bande des Archivs für bürgerliches Recht eine Abhandlung über das Recht der Kunstwerke und Altertümer veröffentlicht hatte. Es kann hier nur kurz die Auffassung des Verfassers wiedergegeben werden, im übrigen sei zur Klärung der Sache für die beteiligten Kreise der Denkmalpflege auf diese Erörterung eines Juristen hingewiesen.

Kohler ist zunächst der Ansicht, daß der Staat die Maßregeln der Eigentumsbeschränkung nicht unbedingt anordnen kann, sondern nur nach den Umständen des einzelnen Falles, sofern es sich um solche Denkmäler handelt, die den Schutz verdienen; deshalb ist es das richtige, von Fall zu Fall zu bestimmen, was als aufbewahrungsfähiges Denkmal oder Altertumsstück der Fürsorge anheimgegeben werden soll. Auf diesem Standpunkte steht das französische Gesetz vom Jahre 1887. Unter einem Denkmal versteht Kohler eine Sache, die den Charakter eines Kunstwerkes besitzt und zu gleicher Zeit für die Kennzeichnung eines vergangenen Zeitabschnittes der Menschheit bedeutsam ist. Ein Gegenstand der gleichen Art, der keinen Kunstwerkecharakter hat, ist als Altertumsstück zu betrachten. Weder Denkmäler, noch Altertümer sind merkwürdige Naturgegenstände, und die neuere Zeit will auch diese gegen Zerstörung und Veränderung sichern, doch billigt der Verfasser die Auffassung des hessischen Gesetzes hinsichtlich der Naturdenkmäler nicht, weil diese zu einem Übermaß erdentrückter Romantik und zu unkontrollierbarer Gefühlsjurisprudenz führt, die der gesunden Entwicklung des Eigentums sehr hinderlich werden kann. Das geschichtliche Interesse im weiteren Sinne muß das ausschlaggebende Element sein und heben, weil dieses allein der Rechtsbehandlung Halt und Stütze bietet. Die Frage, ob die Rechtssatzung über Denkmäler, Altertümer, Handschriften und Naturgegenstände der Reichs- oder der Landesgesetzgebung zu überlassen ist, beantwortet Kohler dahin, daß nach dem jetzigen Stande der deutschen Entwicklung die Landesgesetzgebung eingreifen muß, weil dieses Gebiet mit den übrigen Bildungsfaktoren, mit der Volkserziehung, mit der Beförderung wissenschaftlicher Anstalten, sowie mit dem Museums- und Bibliothekswesen eng verknüpft und die Verschiedenheit der Auffassung und Denkungsweise in Verbindung mit der Verschiedenheit des Volkscharakters und der Volksideen noch zu bedeutsam ist. Dabei kommt auch in Betracht, daß die privatrechtlichen Bestimmungen über das Denkmalwesen nicht ohne Begleitung einer Reihe polizeilicher Verordnungen denkbar sind, die ihrerseits wieder nach der Verschiedenheit der Behördenorganisation dem Landesrechte angehören müssen. Schließlich gibt der Verfasser zur Erwägung, ob bei der Regelung des Denkmalschutzes nicht auch die jetzigen reichsgesetzlichen Bestimmungen über den Schatzfund in § 984 B. G.-B. zu ändern und mit dem Schutzgesetze zu verbinden wären, da die Halbteilung des Schatzes nicht sachgemäß ist und zu einem Miteigentum führt, aus dem leicht Hader und Zwietracht entstehen; außerdem ist es eine Härte, einen Finder, der seinen Fund verhehlt und mitnimmt, als Unterschlagenden zu beurteilen und dem Diebe gleichzuachten.

R. Krieg.

Einen Bericht über die kunstgeschichtliche Ausstellung in Erfurt im Jahre 1903 hat der Konservator der Denkmäler der Provinz Sachsen Dr. O. Doering kürzlich veröffentlicht. Er ist bei E. Baensch jun. in Magdeburg gedruckt und enthält neben der Vorgeschichte des Unternehmens die an der Ausstellung beteiligten Staaten, Behörden und Personen sowie die Namen der Männer, deren hingebendem Eifer das glückliche Gelingen der Ausstellung in erster Linie zu danken ist. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Erfurter Ausstellung werden demnächst im Verlage von E. Baensch jun. in Magdeburg in einem großen Werke: Meisterwerke der Kunst aus Sachsen und Thüringen (herausgegeben von O. Doering u. G. Voß, Schriftleitung O. Doering) veröffentlicht werden.

Die Geschichte der Grundsteinlegung von Paul Rowald in Hannover. Sonderdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen, Jahrgang 1904. Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin. Preis 2 Mark. Jemehr der feierliche Brauch bei Grundsteinlegungen abkommt, um so willkommener ist die vorliegende Schrift, in der der Verfasser, bis auf die ältesten Kulturvölker zurückgreifend, eine allgemeine Übersicht gibt über diesen bisher wenig bearbeiteten Teil der Volkskunde und Kulturgeschichte. Die benutzten Quellen sind am Schlusse der Schrift zusammengestellt.

Beiträge zur Baugeschichte der Paulinzeller Klosterkirche betitelt sich eine Druckschrift mit 8 Tafeln und 62 Textabbildungen, die Regierungs-Baumeister Dr. Holtmeyer in Rudolstadt kürzlich veröffentlicht hat. Die Schrift bildet einen Sonderdruck aus dem ersten Hefte des 23. Bandes der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde (Verlag von Gustav Fischer in Jena). In zwangloser Reihe beabsichtigt der Verfasser weitere Aufsätze über die Thüringer Baudenkmäler folgen zu lassen.

Das niedersächsische Trachtenfest, das in Scheessel, mittwegs zwischen Bremen und Hamburg in den letzten Septembertagen gefeiert wurde, verdient hier kurz erwähnt zu werden, weil es Anlaß gab zu einer nachdrücklichen und anscheinend auch erfolgreichen Propaganda zur Erhaltung und Wiederbelebung der heimatischen niedersächsischen Bauweise. In der eigenen Art von erzieherischer Kunstausstellung, die in Diele und Scheune des Ortsvorstehers eingerichtet war, bildete das Bauernhaus den Kernpunkt. Aquarellaufnahmen von alten Bauten in ihrer unverdorbenen Farbigkeit und Photographien gaben Musterbeispiele der alten, in Niedersachsen bodenständigen Architektur, wie sie um Bremen bis zur Küste und östlich bis zur Lüneburger Heide noch besonders kraftvoll und in zahlreichen Beispielen erhalten ist. Daneben war an Plänen, einleuchtend dargestellten Schaubildern und Modellen eine kleine, sorgfältig gewählte Zahl von modernen Bauernhausbauten ausgestellt, die sich nicht bloß durch den äußerlichen Schmuck der Pferdeköpfe, sondern auch in Sinn und Stimmung des ganzen Aufbaues und namentlich auch im Grundriß den alten Baugewohnheiten soweit anpassen, als es eben möglich ist. W. Matthies aus Bardowick, zum Teil auch die Baustelle der Landwirtschaftskammer in Hannover, am eindrucksvollsten und mit dem meisten Glück H. Wagner aus Bremen hatten dazu ausgeführte Bauten und einige typische Idealentwürfe beigezeichnet. Am Abend, der dem Feste selbst voranging, fanden als eine Art Erläuterung zu dieser Ausstellung in der größten und besterhaltenen alten Diele des Ortes, wo noch das offene Herdfeuer im Flot brannte, vor den Handwerksmeistern und Bauern Vorträge statt. Direktor Lehmann vom Museum in Altona sprach über die Tracht, der Schriftsteller Schwindrazheim aus Hamburg über Bauernkunst im allgemeinen und Dr. Schaefer vom Kunstgewerbe-Museum in Bremen über das niedersächsische Bauernhaus und seine Zukunft, indem er handgreiflich gefaßte Grundsätze gab über Grundriß und Dachform, Baustoff, Farbe usw. An Zuhörern und Beifall fehlte es nicht.

Spielzeug und Helmatkunde. Im Kunstgewerbemuseum am Antonsplatz in Dresden hat die Königliche Spielwarenindustrieschule in Grünhainichen eine kleine Ausstellung von Spielwaren veranstaltet, welche auf Anregung des Ausschusses zur Pflege heimatischer Kunst und Bauweise und nach Entwürfen von Professor O. Seyffert, Oberbaurat Schmidt, Regierungs-Baumeister Thiele und Architekt Tschernmann hergestellt worden sind. Es handelt sich hierbei zunächst um zwei sächsische Dörfer sowie um eine Puppenstube und eine Puppenküche. Sie sind in ihrer Ausgestaltung geeignet, den Sinn für künstlerische, geschmackvolle Einfachheit auch in der Kindesseele zu stärken und die Freude an der Heimat zu beleben. Da zum diesjährigen Weihnachtsfeste Bestellungen nur in beschränktem Maße ausgeführt werden können, werden die Freunde der Sache gebeten, ihre Wünsche auf solches Spielzeug bei der Königl. Spielwarenschule in Grünhainichen i. S. zur Vermittlung der Zustellung und Preisbestimmung anbringen zu wollen.

Inhalt: Streifzüge durch Altholland. — Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen. — Die mittelalterlichen Taufsteine in Schleswig-Holstein. — Wiederherstellung der Kirche in Schwarz-Rheindorf. — Die Erhaltung älterer Kunstwerke und geschichtlicher Denkmäler. — Vermischtes: Kirche Wang im Riesengebirge. — Eröffnung eines Diözesanmuseums bei der Domkirche in Trier. — Ausstellungen im Roten Hause in Trier. — Instandsetzung der Fassade des Ritters in Heidelberg. — Wiederherstellung des alten Marktbrunnens in Tübingen. — Abbruch des Römischen Hauses in Leipzig. — Wettbewerb zur Erweiterung der katholischen Pfarrkirche in Ammerschweiler. — Recht an Denkmälern und Altertumsfunden. — Bericht über die kunstgeschichtliche Ausstellung in Erfurt im Jahre 1903. — Geschichte der Grundsteinlegung. — Beiträge zur Baugeschichte der Paulinzeller Klosterkirche. — Niedersächsisches Trachtenfest. — Spielzeug und Helmatkunde.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.
Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.